

Rezension von:
Kovács, Ákos: *A kitalált hagyomány*
[The Invented Tradition]. Bratislava:
Kalligram 2006, 446 pp.

¹ Budapest: Sík Kiadó 1997.

1997 legte der ungarische Kulturanthropologe Ákos Kovács einen kleinen Band über die Entstehungsgeschichte und Mythologie jenes monumentalen Panoramabildes von Árpád Feszty über die ungarische Landnahme um 896 vor, das aus Anlass der Millenniumsfeierlichkeiten 1896 entstanden war, im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und 1988 im südungarischen Ópusztaszer in einem eigens dafür errichteten nationalen Gedenkhain wieder aufgestellt wurde – und zwar im Zuge des »historical turns« des bereits ökonomisch und ideologisch ramponierten Spät-Kádárismus, der versuchte, sich im letzten Augenblick sogar über die Wiederbelebung konservativer ungarischer Geschichtstopoi zu legitimieren. Kovács beschrieb in seinem *Két körkép* [Zwei Panoramen],¹ wie aus einem mittelmäßigen Historienmaler in einem falsche und gefälschte historische Leitbilder postulierenden Nach-Ausgleich-Ungarn ein die »ungarische Nation erschaffendes Genie«, aus der das Panorama umrundenden, einfach gezimmerten Holzrotunde ein »weihevoller Dom«, aus dem bombastischen Rundgemälde ein »Altarbild« und schließlich – Ende des 20. Jahrhunderts – eine »nationale Pilgerstätte« entstand.

Schon in seinen anderen früheren wissenschaftlichen Beiträgen, Essays sowie Ausstellungen hatte der Autor aus den Bausteinen des Alltags bzw. eines dafür gehaltenen mit beneidenswerter Präzision und Akribie die Methoden der Erfindung und Schaffung nationaler Mythologien und sog. Traditionen herausgearbeitet. Mit seinem jüngsten Band *A kitalált hagyomány*, dessen Titel paradoxerweise ins Deutsche am einfachsten mit »The Invented Tradition« zu übersetzen wäre, setzt er nun diese Serie fort und beschäftigt sich dabei mit den weniger bekannten, z.T. in ihrem Ursprung vergessenen, dubiosen Erscheinungen der ungarischen Kultur- und politischen Geschichte. Der bei einem teils ungarischsprachigen Verlag in der Slowakei erschienene Band ist eigentlich ein Sammelband bereits – meistens in der Monatsgazette *Mozgó Világ* – erschienener Aufsätze, die nunmehr gemeinsam mit deren Vor- und ergänzenden Tiefenstudien präsentiert werden. Dies mag zwar der Präzision – zumal die einzelnen Kapitel über einen umfangreichen Apparat verfügen und extrem detailverliebt sind – dienen, aber nicht immer der wirklichen Vertiefung oder gar Lesbarkeit des Stoffes: Alles in allem hält die so vorgestellte, fast endlose Fülle an Material des Öfteren zum Überfliegen ganzer Passagen an – womit man aber wiederum Gefahr läuft, durchaus interessante, später zum Verständnis unbedingt notwendige Details zu überlesen. Der umfangreiche Anhang umfasst darüber hinaus noch einmal alle relevanten – auch im Text immer wieder zitierten – Dokumente zu den einzelnen Essays.

»The Invented Tradition« stellt schon im Titel sein Programm vor: Mit der simplen Übersetzung des Titels des inzwischen schon zu Tode zitierten Buchs von Eric Hobsbawm ins Ungarische, deutet der Autor an, dass der Band nicht unbedingt eine funkelneue These präsentiert, sondern einfach den Anspruch erhebt, Hobsbawms Vorschlag anhand ungarischer Beispiele im Wesentlichen zu verifizieren. Was, akzeptiert man die grundlegende Fragestellung, zweifelsohne auch gelingt.

Kovács greift fünf solcher erfundenen Traditionen heraus: Den Árpád-Kult von Ópusztaszer, das »Fest des neuen Brotes« am Peter-Paulstag bzw. dem 20. August, den Kult um den heiligen Christopherus, das »Nationale Fest der ungarischen Mutter« und die Legende um ein angeblich urtümlich ungarisches Musikinstrument, das Blasinstrument »tárogató«. In der konkreten Ausführung dieser Themen folgt Kovács dabei immer demselben Schema: Erfindung oder Inauguration eines Kults unter dubiosen oder skurrilen Umständen, Überführung dieses Kults in eine von oben gesteuerte Tradition meistens unter nationalistischen Vorzeichen, langsames Hineinwachsen dieser in eine Art offizieller Würdigung oder zumindest Akzeptanz in den 1930er und 1940er Jahren, Übernahme und zum Teil ideologische Uminterpretation dieser kultischen Seancen nach 1949 unter der Herrschaft der Partei der Ungarischen Werktätigen (MDP) bzw. deren Wiederbelebung nach 1956 zum Zwecke der Absicherung der eigenen Herrschaft, und schließlich nach der Wende 1990 eine fast kritiklose Übernahme der alten, vorkommunistischen Ansätze, natürlich vom kommunistischen Ballast gereinigt und damit wieder sozusagen »geläutert« – ohne dabei die antidemokratische Geschichte dieser inzwischen verfestigten Traditionen hinterfragt zu haben.



2 In: Bock, Petra/Wolfrum, Edgar
(Hg.): *Umkämpfte Vergangenheit.*
Geschichtsbilder, Erinnerung
und Vergangenheitspolitik
im internationalen Vergleich.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
1999, pp. 103-113.

Am deutlichsten lässt sich Kovács' Verfahren vielleicht an der Darstellung des Árpád-Kults zeigen: Nach einer Legende soll der landnehmende Árpád im Herzen des damaligen Reichs alle Stammesfürsten zusammengerufen und dort die ersten Gesetze erlassen haben. Obwohl die ungarische Historiografie diese Behauptung mit nichts wissenschaftlich verifizieren konnte, ja ausgesprochen skeptisch gegenüber dieser blieb, entwickelte sich in Pusztaszer, wo diese Zusammenkunft stattgefunden haben soll, Ende des 19. Jahrhunderts ein eigentümlicher Kult: An der 1896 – ohne Unterstützung der offiziellen Millenniumsfeierlichkeiten, die, zumindest ein wenig, auf historische Authentizität Wert legten – errichteten Millenniumsstele traf sich regelmäßig ein männerbündlerischer Zechverein zu seinen Trinkgelagen. Erst später wurden hier politische, ideologische Reden im Sinne des nationalistischen Gedankens gehalten, die vor den Fremden, vor den Versuchungen des Kosmopolitismus warnten, wobei an den ersten Landesfürsten erinnert wurde: Der gottverlassene Ort verwandelte sich so langsam in eine Art kultische Gedenkstätte diverser rechtsextremer Vereine – mit allen seinen heidnischen, absurden, ja grotesken Komponenten, die mit dem extremen ungarischen Nationalismus einherzugehen pflegen. Selbst dem autoritären Horthy-System war diese Art von Fest zuviel, und so unterstützte es das Treiben bestenfalls halbherzig – zudem setzte es ja mehr auf den christlichen Kult um Stephan den Heiligen als auf den heidnischen um Árpád.

Auch die Kommunisten wollten nach 1945 natürlich von dem – für sie, nach Kovács, vermeintlich tief verwurzelten – Árpád-Kult (wie natürlich auch aus dem – wie noch später zu sehen sein wird – Stephan-Kult) politisch und ideologisch profitieren und kreierten so rund um diese Feiern die Idee einer »neuen«, nunmehr proletarischen Landnahme: Ganz im Sinne der gültigen stalinistischen Geschichtsdoktrin, die formal vieles vom alten, reaktionären System übernahm, nur eben diese Form mit neuen Inhalten anfüllte – und damit strukturell doch nur die alten reaktionären Mythen weiter leben ließ. Wirklich wichtig wurde das Fest für die Nachfolgepartei der MDP aber erst im September 1957, nach der blutigen Niederschlagung der Revolution 1956, wobei auch jetzt noch die Zeremonien im Wesentlichen – mit neuen Parolen – irredentistischen Gedichten, die bei diesen Veranstaltungen rezitiert wurden. 1974 wurde auf Beschluss des Ministerrates der Volksrepublik Ungarn Pusztaszer in Ópusztaszer umgetauft, wobei das »Ó-« für »Alt-« oder hier besser: »Ur-« steht – ganz im Sinne der Mediävisierung der ungarischen Geschichte in der Spätphase des Kádárismus, wie dies János Bak in seinem Essay *Die Mediävisierung der Politik im Ungarn des 19. und 20. Jahrhunderts*² vorgeschlagen hat. In den historischen Darstellungen der Geschichte des Ortes fehlten in der Folge alle Hinweise auf die Nutzung des Ortes durch die radikale Rechte in der Zeit vor 1945. Dass Endre Adys böse Worte über den Árpád-Kult in seinem Gedicht *Ungarn von heute* dabei relativiert werden mussten bzw. der Dichter gewissermaßen für seine Strenge gemäßregelt wurde, störte diese Tendenz nicht im Geringsten, und zum Glück war der in hohen Ehren gehaltene Dichter Attila József hier auch etwas kulanter gewesen – und so konnte man mit József Ady etwas relativieren.

Und alle Zeichen verweisen darauf, dass auf den von den »Árpáden« der 1920er Jahre initiierten, in Horthy-Ungarn verbreiteten und auf Vorschlag von Ferenc Erdei auf landesweite Ebene erhobenen Árpád-Kult nach der parteistaatlichen Volksrepublik Ungarn nunmehr auch das Mehrparteiensystem der Republik Ungarn einen Anspruch erhebt. (p. 77)

Fast demselben Narrativ folgt in Kovács' Buch auch die im nächsten Abschnitt beschriebene erfundene Tradition, das »Fest des neuen Brotes«. Ursprünglich vom damaligen Landwirtschaftsminister Ignác Darányi nach den heftigen Landarbeiterstreiks Ende des 19. Jahrhunderts als eine Art Pazifizierungsaktion rebellischer, streikender Landarbeiter geplant, wurde es im Rahmen dieser Aktion als Revitalisierung des traditionellen Erntedankfestes bezeichnet und sollte am Peter-Paul-Tag Ende Juni gefeiert werden. In diesem Sinn sollte die Beziehung zwischen Arbeitgebern und -nehmern, Gutsbesitzern und Landarbeitern »intimer, vertrauenswürdiger, patriarchalischer« (p. 117) gestaltet werden. Allein eine solche Tradition war in Ungarn bis dahin – zumindest landesweit – unbekannt. Mit einigem behördlichen Nachdruck gelang es dann aber dennoch, eine Art Tradition zu kreieren (allein die Landarbeiter sollten trotz dieses »panem et circenses« im engsten Sinn des Wortes auch weiterhin keine Ruhe geben).



3 Den Hinweis verdanke ich Zsolt K.
Horváth.

Das Regime der Arbeiterpartei verlagerte dann dieses Fest auf den 20. August, den Namenstag des ungarischen Staatsgründers Stephans des Heiligen, und signalisierte damit, den höchsten ungarischen Staatsfeiertag säkularisieren oder besser: ihm eine neue, stalinistische Liturgie verleihen zu wollen. Das Institut für Volkskunst wurde so vom stalinistischen Kulturpapst József Révai beauftragt, Musterfeste für die Abwicklung des sozialistischen Erntedankfestes zu entwickeln. Nach 1949 gesellte sich zum ursprünglichen Gedanken das Element des Feierns der Verabschiedung der sozialistischen Verfassung 1949, die »natürlich« am 20. August proklamiert wurde, um auch so den ›Stephanstag‹ neu zu definieren. Die feierliche Übergabe des »neuen Brotes« aus dem Getreide der heurigen Ernte blieb aber zentrales Element auch dieser Feierlichkeiten. Und auch wenn die Wende dem 20. August wieder seine christlichen und staatlichen Würden verlieh, ihn wieder zum ›Stephanstag‹ und zum höchsten ungarischen staatlichen Feiertag machte, bewahrte es ein Element einer erfundenen Tradition dennoch: Szenen, an denen »Menschen mit sichtbarer unverhohlener Freude im Rahmen ökumenischer Gottesdienste geweihte Brotlaibe aus mit den nationalen Farben und folkloristischen Stickeren verzierten Körben an sich reißen, zeigen unmissverständlich, dass auch das aus dem ›Tag der Verfassung‹ wieder zum ›Stephanstag‹ gewordene Fest sehr wohl den Anspruch auf das Ritual der Übergabe des neuen Brotes Wert legt« (p. 167), dass also eine unter dubiosen Umständen erfundene Tradition auch nach der Wende wieder in Amt und Würden gekommen war.

Auch der nächste Abschnitt folgt wieder dieser Struktur, arbeitet sie aber diesmal anhand eines Objekts ab: Das »tárogató«, ein Ende des 19. Jahrhunderts erfundenes und patentiertes Blasinstrument, galt rasch als urtümliches, eigenes ungarisches Musikinstrument – auch wenn Béla Bartók, der wohl wichtigste Erforscher und Interpret einer authentischen ungarischen Volksmusik, den Namen dieses Instruments kein einziges Mal niedergeschrieben hat, weil er so wenig von dessen Authentizität hielt. Als die Partei der Ungarischen Werktätigen nach 1945 das »tárogató« in das *Staatliche Volksmusikensemble* aufnehmen lassen wollte, soll László Lajtha, einer der bedeutendsten damaligen Forscher im Bereich der ungarischen Volksmusik, aus Wut über diese Desavouierung der ›echten‹ Volkskunst einfach einen Aschenbecher in Richtung Parteifunktionäre geworfen haben. Nach der Wende gelang dem Instrument aber eine beispiellose Renaissance, und es gibt inzwischen keine nationale/nationalistische Veranstaltung, an der dieses traurig vor sich hin tönende Instrument nicht auftauchen würde: Heute gilt es als das nationale Musikinstrument schlechthin und ist Teil der festlichen Selbstrepräsentation der Republik Ungarn. Lächerlich und grotesk wie die unter der ersten Wenderegierung kreierten Phantasieuniformen der ungarischen Parlamentswache, die im schlechten Modedesign eine erfundene, phantastische (groß-)ungarische Geschichte erzählen wollen.

Fast derselben Leitlinie folgt noch die Darstellung einiger weiterer erfundener Traditionen, die nach demselben Ablauf in ihrer Groteskhaftigkeit, Skurrilität erzählt werden, und die den Opportunismus der jeweils Herrschenden enthüllen.

Am Ende des Buches bleibt, trotz aller Klarheit und Fülle der Argumentation, beim Leser aber dennoch ein Gefühl der Leere. Es ist eine Art Resümee, das dem Buch fehlt, eine zusammenfassende Hypothese: Nicht die Frage, ob Traditionen nicht überhaupt immer erfunden sind – also gewissermaßen immer einen Initialakt haben, der letztlich erfunden ist, sondern eine politische. Während nämlich Kovács durchaus beeindruckend darzustellen schafft, wie konservative Kreise immer wieder »Traditionen« etablieren, die in einer antidemokratischen, reaktionären Linie stehen, und die Linke – in ihrem grenzenlosen Opportunismus – diese immer wieder noch belebt, sie gewissermaßen zur Spitze treibt, in der Hoffnung »dem Volk« näher zu kommen, oder irgendwelche Meriten dafür zu halten, so wird die Frage oder Möglichkeit nach einem potenziell anderen Narrativ nie gestellt: Warum hat es die ungarische Linke nie geschafft, und sei es auch auf der Basis einer erfundenen Tradition, eigene Fest- und Erinnerungskulturen zu schaffen?

Die Scham über die eigenen Verbrechen 1919 und nach 1949 und 1956 mag dabei sicherlich eine Rolle gespielt haben, aber es hat ja auch eine demokratische Linke in Ungarn gegeben, die eher die Leidtragende dieser Verfolgungen gewesen ist. Es ist die ungarische reaktionäre Rechte, die es immer geschafft hat, selbst die wenigen Traditionen der Linken, die wichtigsten Orte des Leidens der demokratischen Linken (verursacht von einer stalinistischen Linken) für sich zu reklamieren: Das Arbeitslager des Rákosi-Systems bei Recsk, in das zu allererst Vertreter der ungarischen Sozialdemokratie verschleppt wurden, gilt heute als Folterstätte klerikaler und bürgerlicher Kreise,³ 1956, das in erster Linie von der ungarischen Arbeiterklasse



getragen wurde, als Aufbegehren der ungarischen Mittelschicht stellvertretend für die ganze Nation. Ihre potenziell eigenen Mythen und Traditionen hat die Linke in Ungarn so fast immer kampflos der Rechten, der radikalen Rechten überlassen. Auch die junge ungarische dritte Republik hat es, u.a. auch wegen dieses Versagens der Linken, nicht geschafft, aus dem vorhandenen Material ein neues Erinnerungsgewebe zu produzieren, dass den ungarischen Staat im 21. Jahrhundert in neue Traditionen stellen könnte: Fast zwanzig Jahre nach der Wende tritt dieses Phänomen in der gegenwärtigen ungarischen politischen Kultur immer deutlicher ans Tageslicht. Ákos Kovács' Buch ist wohl einer der beeindruckendsten Belege für diese, vielleicht unwissenschaftliche Behauptung.

